

Nr. 2. Posen, den 14. Januar. 1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

18.

Die verhaftete Charlotte Duvivier war nicht ohne Freunde. Sie hatte ihre Zelle kaum betreten, als ein Herr mit einer Dame und einem Kind in das Polizeigebäude kam. Der Herr hatte das Aussehen eines Landjunkers, jedoch ein etwas vornehmes Wesen, welches bewies, daß er nicht nur in freier Luft auf dem Felde, sondern auch in anderen Kreisen sich zu bewegen verstand. Die Dame war elegant gekleidet und gehörte augenscheinlich der vornehmen Welt an.

„Ich bin Sir John Hunter," sagte der Herr zu Inspektor Saunders, der von Dover hierher gesandt worden war, um Inspektor Gadd in der Untersuchung des Mordes in der Hamiltonstraße zu ersetzen. „Das junge Mädchen, das Sie verhaftet haben, stand in meinen Diensten als Gouvernante meines Kindes hier. Meine Frau und ich interessiren uns außerordentlich für die Angelegenheit. Sobald wir die Nachricht erfuhren, eilten wir hierher und sind vor kaum einer Stunde angekommen. Wir sind fest überzeugt, daß hier ein Irrthum vorliegt."

Inspektor Saunders verbeugte sich vor dem Herrn und der Dame mit großer Höflichkeit und hörte ihre Aussagen ernsthaft an.

„Ich kann Ihnen nur wenig mittheilen", erwiderte er; „die Verhaftete wurde heute Abend von Dover gebracht. Sie sagt aus, wie Sie sagen, daß sie in Ihrem Dienste war, und sich auf der Reise nach Frankreich befunden habe, um ihre Verwandten zu besuchen, wozu sie von Ihnen Urlaub erhalten habe."

„Das ist ganz richtig," unterbrach ihn Sir Hunter. „In meiner Familie trat ein Todesfall ein, welcher mich nöthigte, früher auf mein Gut zurückzukehren, als ich beabsichtigt hatte. Während wir damit beschäftigt waren, bot sich Fräulein Duvivier eine Veranlassung, ihre Verwandten in Frankreich zu besuchen, wozu wir gern unsere Einwilligung gaben."

Der Inspektor verbeugte sich nochmals.

„Es freut mich, zu hören, daß sie die Wahrheit gesprochen hat," sagte er. „Im Uebrigen kann ich nur wenig sagen. Sie haben bereits gehört, worauf die Anklage lautet?"

„Ja. Und ich halte sie für lächerlich und ungeheuerlich," sagte der Landjunker lebhaft.

„Ich bin ganz der Ansicht meines Mannes," fügte Lady Hunter hinzu, welche bis jetzt Schweigen beobachtet hatte. Inspektor Saunders blieb nichts übrig, als dies mit Höflichkeit hinzunehmen. Sir John Hunter war ein wohlbekannter Mann von Einfluß und Reichthum, welchen ein einfacher Polizeibeamter nicht brüsk behandeln oder einfach abweisen konnte.

„Nun, mein Herr," sagte er, „ich kann nur hoffen, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin Recht haben. Sie begreifen wohl, daß die Sache nicht von mir abhängt, ich habe Instruktionen, die ich befolgen muß."

„Natürlich," erwiderte Sir John. „Wir sind nicht deswegen gekommen, um Sie verantwortlich zu machen, unser Zweck war, diesen unglücklichen Irrthum so schnell als möglich aufzuklären und Miß Duvivier aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie eine Aussage zu machen haben?" bemerkte der Inspektor, „dann stehe ich zu Diensten. Es wird uns sehr angenehm sein, Alles anzuhören, was Sie oder Ihre Frau Gemahlin zu sagen haben. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß jedes Wort aufgenommen und nach Umständen benützt wird."

„O, ganz gut!" erwiderte der Baron. „Wir sind vollkommen überzeugt von Fräulein Duviviers Unschuld, und Alles, was wir zu sagen haben, kann nur zu ihren Gunsten sein."

Inspektor Saunders nahm seinen Platz am Schreibpult ein und trug in sein Buch einige Notizen über Sir John Hunters soziale Stellung, Wohnung und so weiter ein.

Dann begann Sir John Hunter mit seiner Aussage.

„Charlotte Duvivier ist mehrere Jahre in meinen Diensten gewesen. Wie lange etwa, meine Liebe?" fragte er seine Frau.

„Ich glaube drei Jahre," erwiderte die Letztere, „Amy war noch ein kleines Kind, als Charlotte zu uns kam."

„Sie können jedenfalls schreiben drei Jahre," fuhr Sir John fort, „sie war mir sehr empfohlen worden, ihre Eltern waren todt, aber sie hatte einen Onkel in Rouen, mit welchem ich bekannt bin und welcher ein Mann von unzweifelhafter Respektabilität ist. Er war in Rouen Stadthaupt, eine Stellung, welche großes Vertrauen voraussetzt und viele Verantwortlichkeit mit sich bringt, besonders in Frankreich. Durch Herrn Duvivier, ihren Onkel, kam sie in unser Haus. Er wünschte, sie solle englisch lernen, und vertraute sie uns an. Nur dem Namen nach stand sie in unserem Dienst, denn Herr Duvivier ist ein Mann von beträchtlichem Vermögen, ein Wittwer ohne Kinder

und hat immer Fräulein Duvivier wie seine Tochter gehalten. Sie wurde bei uns ganz als Freundin angesehen, und meine Frau und mein Kind hängen ihr sehr an. Deshalb hat sie auch ihren Aufenthalt bei uns auf unsere dringende Bitte bis auf drei Jahre verlängert, obgleich sie eigentlich nur auf ein Jahr gekommen war."

„Während sie bei uns war," fuhr Sir John fort, „war ihr Benehmen stets vorwurfsfrei. Weder ich, noch meine Frau wären in diesem Augenblicke hier, wenn dies nicht der Fall wäre," fügte er mit einigem Stolz hinzu. „Wir betrachten Beide die Anklage gegen sie als ungeheuerlich, leichtfertig und unmöglich. Wir eilten natürlich zuerst hierher, um Fräulein Duvivier aus ihrer ungewöhnlichen Lage zu befreien, aber auch um der Behörde damit einen Dienst zu leisten. Ich kann Ihnen offen sagen, daß Sie das Versehen wiederholen, das, wie es scheint, bereits begangen worden ist."

Inspektor Saunders machte eine entschuldigende Geberde. „Ich kann Ihnen mittheilen, Sir John, daß ein schwerer Verdacht auf der jungen Damen lastet, für welche Sie sich interessiren. Der Detektive in Dover, welcher besondere Instruktionen hatte in Bezug auf junge Damen, welche England auf dem Wege nach dem Kontinent verlassen, fand, daß ihr Aeußeres ganz der Beschreibung entspricht, welche ihm mitgetheilt worden war in Bezug auf jene Dame, die man am Abend des Mordes in Begleitung der Ermordeten gesehen hatte. Deshalb fand er sich veranlaßt, sie zu verhaften und ihr Gepäck zu untersuchen. Auf dem Grunde eines ihrer Koffer fand er einen Shawl mit großen Blutflecken. Dieser Shawl ist heute von Frau Gregory, der Besitzerin der Villa Rob Roy, als derselbe erkannt worden, welchen die fremde Frau, die am Abend des Verbrechens in ihr Haus kam, getragen hatte."

„Was sagen Sie?" rief der Baron. „Ein Shawl, der in Fräulein Duvivier's Koffer gefunden wurde, ist als verdächtig erkannt worden?"

„Unmöglich!" rief Lady Hunter aus.

„Ich berichte Ihnen nur eine Thatsache", erwiderte der Inspektor höflich.

„Haben Sie den Shawl hier?" fragte Lady Hunter eifrig „kann ich ihn sehen?"

Der Inspektor Saunders dachte einen Augenblick nach. „Ja, ich glaube, es wird gut sein, wenn ich Ihnen denselben zeige", sagte er, „aber überlegen Sie sich die Sache. Ich möchte Ihnen gerne behülflich sein. Sie wissen, daß Alles was Sie hier aussagen werden, sowohl von Seiten der Anklage als der Vertheidigung benutzt werden wird."

„O, wir verstehen das sehr wohl", erwiderte Sir John ungeduldig. „Zeigen Sie immerhin meiner Frau den Shawl, sie wird dann sofort erkennen, ob er Fräulein Duvivier gehört oder nicht. Wir haben in dieser Beziehung nicht die geringste Besorgniß."

„Sehr gut. Da Sie das wissen, so mag es so sein. Holen Sie den Shawl aus dem Schrank!" rief er einem Polizisten zu, der im Hintergrund stand. „Hier sind die Schlüssel."

Der Gerufene gehorchte mit einem Eifer, welcher bei den sonst so phlegmatischen Polizisten sehr ungewöhnlich war. Aber das war erklärlich, denn die Person, welche der Inspektor beauftragt hatte, war Sergeant Power. Obgleich er anscheinend theilnahmlos daneben stand, hatte er Brusels Mahnung, seine Augen und Ohren offen zu halten, sicherlich nicht vergessen.

Das Beweisstück wurde sofort gebracht. Es war ein schwarzer Damenshawl aus Chenille, von feinster Qualität, so sanft und schmiegsam, daß man ihn zu einem Ball zusammendrücken oder auch so ausbreiten konnte, um Schultern und und Brust zu bedecken. Man sah einige trockene, dunkelfarbige Flecken darauf, welche den seidenen Stoff hart und rauh gemacht und seines Glanzes beraubt hatten.

Die Flecken waren an ihrer Farbe leicht als Blutspuren zu erkennen. Sobald Lady Hunter dieses Kleidungsstück bemerkte, erbleichte sie und umfaßte den Arm ihres Mannes.

„Was ist Dir, meine Liebe?" fragte der Letztere besorgt. „Erschreckt Dich das Blut so sehr?"

„Nein," erwiderte Lady Hunter, „nicht das. Es ist . . . ich muß die Wahrheit sprechen: Der Shawl gehört Charlotte, ich habe ihn selbst für sie als Geschenk gekauft."

Der Inspektor Saunders schien nicht überrascht zu sein, er begnügte sich damit, geschäftsmäßig in sein Buch zu verzeichnen, was Lady Hunter ausgesagt hatte, aber der Baron ließ seinem Erstaunen freien Lauf.

„Gerechter Himmel!" rief er aus, „das soll Miß Duviviers Shawl sein? Ueberlege wohl, was Du sagst, meine Liebe, sprich nichts der Art aus, wenn Du nicht fest davon überzeugt bist."

„O, Himmel, was habe ich gethan!" sagte die Dame im Tone heftiger Angst. „Aber ich kann nicht anders, es ist sicherlich ihr Shawl, ich habe ihn sofort wiedererkannt."

Sir John Hunter machte aufgeregt einige Schritte. „Es ist ganz unbegreiflich!" rief er aus. „Es ist mir, als ob ich mich in einem Wirbelsturm befinde. Aber ich kann nicht glauben, daß Fräulein Duvivier mit dieser Sache etwas zu thun hat. Es ist vollkommen unmöglich, ich kenne sie sehr gut!"

„Nein, Charlotte kann nicht schuldig sein", sagte Lady Hunter, „sie ist so sanft, so zart, so gut gegen Jedermann und sollte eines so entsetzlichen Verbrechens fähig sein? Niemals. Außerdem, wer war diese Dame, welche ermordet wurde? Charlotte kannte Niemand außerhalb unseres Kreises, dessen bin ich ganz sicher."

„Erinnern Sie sich, gnädige Frau," sagte der Inspektor, „daß die Ermordete eine Französin war, Fräulein Duvivier hat sie vielleicht schon seit langer Zeit gekannt."

„Ich kann und will es nicht für möglich halten", erwiderte Lady Hunter. „Ach, noch etwas", fügte sie hinzu, einem plötzlichen Einfall folgend. „Wenn Fräulein Duvivier an jenem Abend in jenes Haus gegangen wäre, so müßten wir es wissen. So lange wir in dem Hotel wohnten, hatte sie die Gewohnheit, etwa um zehn Uhr schlafen zu gehen. Meine kleine Tochter Amy schlief bei ihr. Amy, meine Liebe", fuhr Lady Hunter fort, indem sie ihre kleine, goldhaarige Tochter aufhob, welche daneben stand und mit kindlichem Erstaunen die Uniform des Inspektors betrachtete, „Du liebst deine Charlotte, nicht wahr?"

„Ja, Amy liebt Charlotte", lispelte das kleine Mädchen lebhaft.

„Wie schläft Amy, wenn Charlotte mit ihr zu Bett geht?"

„Amy schläft immer so", antwortete das Kind, indem es seine kleinen Aermchen um den Hals der Mutter legte.

„Nun, was habe ich gesagt?" rief Lady Hunter triumphirend, „das Kind war immer gewöhnt, mit den Armen um den Hals seiner Wärterin zu schlafen, Charlotte hat mir oft von dieser Eigenheit der Kleinen erzählt, und wie sie die ganze Nacht hindurch sie nicht losließ. Beweist das nicht Miß Duviviers Unschuld? Folgt daraus nicht, daß sie keinesfalls während der Nacht ausgegangen sein konnte? Höre einmal, Amy, was ich Dich fragen werde, und sei recht aufmerksam. Erinnerst Du Dich, daß Du einmal geschlafen hast, ohne Deine Aermchen um Charlottens Hals zu legen?"

Das Kind hatte mit großem Ernst zugehört.

„Nein, Amy schläft immer so", war die Antwort, welche durch eine Wiederholung jener Pantomime begleitet wurde.

„Nun also! Ist das kein Beweis?" rief Lady Hunter nochmals triumphirend.

Zärtliche Logik einer Mutter!

Inspektor Saunders war selbst Familienvater und lächelte, gerührt durch diese Scene. Aber sowohl er als Sir John Hunter erkannten natürlich die ganze Bedeutungslosigkeit dieser Angabe als Beweismittel vor Gericht.

„Es ist unbegreiflich!" sagte der Baron, den Kopf schüttelnd, „aber jedenfalls wird uns wohl erlaubt sein, Fräulein Duvivier zu sehen?" fragte er nach einer Weile.

„Heute ist das nicht möglich", erwiderte Inspektor Saunders, „es liegt nicht in meiner Macht, diese Erlaubniß zu gewähren. Sie müssen sich an den Richter wenden, um zu der Verhafteten Zutritt zu erlangen."

„Ist keine Aussicht vorhanden, daß sie gegen Bürgschaft freigelassen wird? Ich würde mich für jede Summe verpflichten."

„Es thut mir leid, aber das ist nicht möglich", erwiderte der Inspektor ernsthaft, „und das wissen Sie selbst, mein Herr."

„Nun, sagte Sir John nach kurzer Ueberlegung, „dann sehe ich nicht ein, wozu wir noch länger hier verweilen, ich muß anders wo Schritte thun. Die ganze Sache ist wirklich höchst erstaunlich, aber ich kann nicht daran glauben, das ist außer Frage."

Erstaunt und erschüttert verließen die Besucher das Polizeigebäude, nachdem der sorgfältige Beamte die niedergeschriebenen Aussagen von Sir John und seiner Frau durch ihre Unterschriften hatte bekräftigen lassen.

Inzwischen hatte Sergeant Power kein Wort, keine Geberde außer Acht gelassen. Sein Interesse für die Verhaftete war jetzt größer, als jemals. Wie war dieses Räthsel zu lösen? Lady Hunter hatte den Shawl erkannt, das war sicher, und sie konnte sich schwerlich getäuscht haben. Daraus folgte, daß Charlotte Duvivier auf irgend eine Weise mit dem Verbrechen in der Rob Roy-Villa in Verbindung stand. Sowohl die Verhaftete, als die Ermordete gehörten derselben Nationalität an. War daraus irgend etwas zu schließen? Hatte Robert Power, als er seinen Verdacht auf Saint Alban lenkte, die Kette geschlossen oder fehlte darin noch ein Glied, welches die Gouvernante mit der entsetzlichen That jener Nacht verband? Der junge Sergeant war verwirrt und konnte sich keine Antwort darauf geben.

„Ich möchte sie gern sehen", dachte er, „vielleicht kann ich dann zu einer bestimmten Ansicht gelangen."

Es war nicht schwer, Charlotte Duvivier zu sehen. Sergeant Power war zu Hause im Polizeigebäude und hatte nichts weiter zu thun, als an die Zelle zu gehen, in der sich Charlotte befand, und durch das kleine Fenster in der Thüre hineinzuschauen.

Eine Zelle in einem Polizeigefängniß ist kein luxuriöser Raum. Die ganze Einrichtung bestand aus einer hölzernen Kiste, welche als Bett diente. Sie hatte keine Matratze, noch Bettwäsche, sondern nur eine grobe Decke. Die Gefangenen lagen auf dem harten Brett, ohne Kissen, wenn sie ein solches nicht aus ihren Kleidern improvisirten. Das beweist wenig Entgegenkommen, besonders solchen Personen gegenüber, welche auf bloßen Verdacht hin verhaftet worden sind und möglicherweise nach wenigen Stunden vollkommen freigesprochen werden können. Es ist klar, daß der überwiesene Verbrecher viel mehr Bequemlichkeit hat, als ein Untersuchungsgefangener.

Als Sergeant Power durch jenes Fenster sah, hatte sich Charlotte Duvivier nicht niedergelegt. Sie saß auf ihrem harten Bett, hielt den Kopf in der Hand und schluchzte.

Der Sergeant betrachtete das schöne, junge Mädchen aufmerksam.

„Bedeuten diese Thränen Schuld", fragte er sich selbst, „oder weint sie nur über ihre schreckliche, kummervolle Lage? Armes Mädchen! Das ist wohl möglich. Vielleicht ist sie auch nur ein bloßes, unschuldiges Werkzeug jenes Elenden?"

Während Sergeant Power diesen Gedanken nachhing, nahm das junge Mädchen die Hände vom Gesicht und blickte erschreckt auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsmoden.

Von S. Roberts.

Draußen weht eine scharfe, kühle Luft, der Boden knirscht unter den Füßen und droben am Himmel leuchten die Sterne in wundersamer Klarheit. Die Armen aber, die noch am Abend durch die Straßen eilen, um diese oder jene Geschäfte zu besorgen, freuen sich ihrer Pracht nicht.

„Wir bekommen Frost," murmeln sie und seufzen dazu.

„Wir bekommen Frost", spricht auch drinnen im wohldurchwärmten Zimmer — aber freilich mit ganz anderem Ton — das Töchterlein des Hauses und lächelt still vor sich hin. Der wetterkundige Papa hat es ihr vorhin gesagt, und ihr Herzchen war dabei aufgewallt in hellem Jubel und Entzücken. Denn der Winter ist doch die schönste Jahreszeit für sie, er bringt Bälle, Gesellschaften, Theater und was sonst noch des Herrlichen mehr. Indeß ihre Hände an einer Handarbeit sticheln, überdenkt sie, was sie wohl bei der ersten Soirée, die die Saison eröffnen soll, anziehen möchte. Ach, sie hat heute Vormittag, als sie mit der Mama in den Läden Besorgungen machte, solch' himmlischen Stoff gesehen, der ganz für ihren Zweck paßt — Satin-Duchesse nannte ihn der Verkäufer. Er war aus Wolle und Seide gemischt, ganz zart gefärbt und so weich und schmiegsam! Freilich sollen auch Popelinette, Crepon und weiße Volles mit leuchtend bunten Bajaderestreifen hochmodern sein — dem Satin-Duchesse aber gebührt doch der Preis. Wenn er aber nur nicht zu theuer ist. Prüfend blickt das junge Mädchen zur Mama hinüber, die auf der Chaiselongue liegt und mit wichtigem Blick in ein Journal sieht, das mit einer Modezeitung große Aehnlichkeit besitzt.

Wie ihre Gedanken mit denen ihres Kindes übereinstimmen! Auch sie beschäftigt sich mit Gesellschaftstoiletten, allerdings nicht mit denen des Töchterleins, sondern mit ihren eigenen, denn sie hat das Schwabenalter erst unlängst überschritten, ist immer noch eine jugendlich hübsche Erscheinung. Wer möchte es ihr da verdenken, daß sie von den prächtigen neuen Geweben träumt, die sie heute in den Magazinen bewunderte. Von den gemusterten Seidendamasten, mit großen und kleinen abstechenden Punkten auf changirendem Grunde, den opalschimmernden Moirées und zweifarbig gestreiften, mit bunten Streublümchen übersäeten Atlas- und Repsstoffen, den goldbraunen und eminenzlila Sammeten, Veloutés und Velvetés u. s. w. In ihrer Phantasie sieht sie sich schon mit ihnen allen geschmückt und bedauert nur, daß sie doch nur einige wenige haben kann. Denn sie sind wahrhaft berückend, zu schön!

In der That, — schön muß sie ein Jeder finden — ich glaube, daß darüber keine Meinungsverschiedenheit zu bestehen vermag. Wenn man die diesjährigen Stoffe sieht, so staunt man vorzüglich, daß es möglich ist, solch' blendende koloristische Effekte hervorzubringen. Man erblickt die gewagtesten Farbenkombinationen, und doch wirken sie nicht im Mindesten grell oder hart. Zum Theil sorgen hierfür freilich die kleinen Musterungen, bei denen die Nüancen sich gegenseitig abdämpfen und ineinander aufgehen. So sah ich z. B. eine schwere, stahlblau und fraisefarben changirende Seide mit atlasartigen, abwechselnd moosgrün und fliederlila Tupfen und winzigen halb gelben und himmelblauen Pünktchen, die von ganz seltenem Reiz war. Ganz einfarbig — soweit nämlich die schweren Gewebe in Betracht kommen, sind eigentlich nur die verschiedenen Arten und Abarten von glattem und brochirtem Sammet.

Was nun die Machart der Kleider anbelangt, so hat sie sich viel mannigfaltiger gestaltet, als man dies noch vor Kurzem annahm. Zu den 1830er Kostüms strengsten Stils sind eine ganze Menge anderer getreten, die jene zwar bis zu einem gewissen Grade kopiren, dabei aber doch der Phantasie jedes Einzelnen weitesten Spielraum lassen. Der weite Glockenrock, der noch immer, wenn auch, wie mir scheinen will, in etwas abgeschwächter Gestalt, vorherrscht, wird nicht mehr allein mit rundum ihn umlaufenden Volants, sondern häufiger mit vertikal aufgesetzten Garnirungen dekorirt. Entweder bezogen letztere zu beiden Seiten die Vorderbahn oder sie zieren, bis zur Mitte des Rockes aufsteigend, strahlenförmig sämmtliche Nähte.

Stetig mehr Boden gewinnen auch die Schürzentunicas, sowie die sie imitirenden Besätze aus Spitzen, glatten und gebrannten Falbeln und Rüschen, Borden, Passamenterien 2c. Selbst modifizirten englischen Kleidern begegnet man neuerdings im Salon. Diese, für die sich vorzugsweise die ganz schweren Stoffe eignen, werden meist mit mehr oder minder langen — vereinzelt sogar eckigen — Schleppen gearbeitet und am unteren Rande mit schmalen Puffen, Pelz und Marabout-Streifen umgeben.

Zwei höchst aparte Dinertoiletten aus Tuch, die ich jüngst zu bewundern Gelegenheit fand, waren für dieses Kleidergenre charakteristisch. Die eine, in der Nuance „Heckenrose", wurde durch eine Balayeuse aus weißen Straußenfedern, die ganz wenig unter dem Rocksaum hervorlugte, und ein mit Federn umrandetes, höchstens zwanzig Centimeter breites Tablier aus reich mit Silber gesticktem weißen Atlas geschmückt. Mit diesem stimmten auch der spitze Tailleneinsatz, der kleine Stehkragen und die breiten Stulpen der bauschigen Puffärmel überein. Den Taillenschluß markirte ein ganz schmaler Federvorstoß. Die andere der beiden Roben war aus quittengelbem Tuch gefertigt und mit zwei Volants aus schwarzseidenen Klöppelspitzen garnirt, die sich auch an dem kleinen runden Ausschnitt des Leibchens wiederholten. Letzteres endigte in einen zackig ausgeschnittenen Schooß, dem man krausgezogene Spitzen unternäht hatte. Den mäßig weiten, ausgezackten Keulenärmel, der ungefähr bis zum Ellenbogen reichte, zierte ebenfalls Spitze, die auf der Innenseite des Armes durch eine Jetagraffe zusammengerafft wurde, an der Außenseite jedoch lang herabfiel.

Um nun zu den eigentlichen Ballkleidern zu kommen, so will ich gleich vorweg berichten, daß reichlich dreiviertel davon sich aller Voraussicht nach im fleckenlosen Weiß präsentiren wird. Deßungeachtet machen die Stoffe, wenn man eine größere Anzahl derselben beisammensieht, keinen monotonen Eindruck, im Gegentheil kann man sich nur verwundern, wieviel Abwechslung die Fabrikanten

in sie hineinzulegen verstanden haben. Da giebt es gestickten indischen Mull, moirirten Seidenbattist, gestreifte bosnische Leinengaze, glatten und gemusterten Krepp von denkbarster Durchsichtigkeit, weiß bedruckte Tarlatans und Tüll mannigfaltigster Ausführung. Von letzteren allein haben wir eine Unzahl von Arten, so verschieden von einander, daß der Name fast das einzige ihnen Gemeinsame ist.

Ich will mich damit begnügen, nur einige der schönsten zu nennen, wie z. B. den stark appretirten, mit Krystallstaub bestreuten oder mit Chenille- oder Federtüpfelchen übersäeten Illusionstüll, einen perlgestickten, ziemlich starken seidenen, ferner Zwirn- und Baumwollentüll mit Tambourir- und Applikationsstickerei und ein seltsames, an Filetguipure erinnerndes tüllartiges Gewebe. Recht beliebt sind auch Crêpelisses, Tarlatans, Crêpes 2c., die ein buntes Millefleursmuster auf weißem Grunde zeigen. Unter den einfarbigen Ballstoffen werden vermuthlich die gelben die bevorzugten sein, wie denn überhaupt Gelb in verschiedenen hellen und dunklen Nuancen als unbestrittene Modefarbe gilt.

Ziemlich komplizirt gestalten sich Façon und Ausputz der Ballkleider. Am häufigsten begegnen wir dem bis zur Kniehöhe oder gar bis zum Gürtel von Volants und Puffen umlaufenen Rock, dem sich eine rund ausgeschnittene Blousentaille mit berthenartiger Garnitur und weiten Puffärmeln zugesellt. Daneben spielen freilich auch Roben, die nur ein einziger, allerdings sehr breiter und reich verzierter Volant dekorirt, eine große Rolle. Dieser setzt sich einmal ganz aus Stoff und Entredeux zusammen, das andere Mal näht man ihm der Länge nach bunte Bänder und Stickereistreifen auf und giebt ihm als unteren Abschluß eine leichte Seidenfranse oder Spitze und als oberen eine volle Rüsche, dann wieder sehen wir ihn mit einer Anzahl eingesäumter, strohhalmbreiter Atlasbändchen geschmückt 2c. Die letztgenannte Garnitur nimmt sich namentlich an einfarbigen, glatten Geweben sehr hübsch aus. Ich sah blaßblau und orangegelbe Tarlatankleider, die solch Volant mit gleichfarbigen Bändchen und ein diesem entsprechendes Fichu zierten, die trotz ihrer Einfachheit einen geradezu überraschenden Effekt machten. Aeußerst elegant erscheinen auch kurze glatte Schnebbentaillen aus Atlas und Moiré antique zu gleichfarbigen Röcken aus irgend einem duftigen Gewebe. In der Regel werden diese Taillen nur durch eine Perl- oder Blumenfranse, eine berthenartig aufgesetzte Spitze oder einen Federvorstoß garnirt. In den Schneiderateliers bereitet man Toiletten dieses Genres vor, die aussehen, als ob sie für ein Kostumfest bestimmt wären. Eine Robe, bestehend aus einem krystallisch glitzernden Tüllrock, auf dem zum Ueberfluß noch kleine Schwanenpelzflöckchen lagen und einer weißen mit Schwanenpelz und seltsamen großen Krystallgehängen geschmückten Taille, hätte eine Dame ganz gut als „Winter“ tragen können. Andere aus zart nuancirtem Crêpe mit gleichfarbigen Blumenfransen erschienen wie Kostüme für fleurs animées.

Im Allgemeinen aber tritt leider der Blumenschmuck in der diesjährigen Balltoilette recht zurück. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als derselbe gerade augenblicklich so ausnehmend reizend ausgefallen ist. Während man in den Vorjahren vorzugsweise die großblumigen Varietäten — und noch dazu in übernatürlicher Größe — fabrizirte, findet man neuerdings wieder mehr Geschmack an zierlichen kleinen Wald- und Wiesenblümchen. Aeußerst anmuthig sehen Heckenrosen, weißer und rosa Klee, Erika, Vergißmeinnicht, Maaßliebchen, sowie die verschiedenen Arten feinrispiger Gräser aus. In der Regel dienen diese duftigen Gewinde jedoch nur zum Schmuck der Coiffure. Ihr Arrangement paßt sich möglichst der Frisur an. Ganz junge Mädchen, die das Haar kurz gelockt, in Hängezöpfen oder wellig zurückgestrichen und hinten in einen einfachen Knoten geordnet tragen, setzen sich am liebsten ein rundes Kränzlein darauf, ihre älteren verheiratheten wie unverheiratheten Schwestern dagegen welche es über den Schläfen lockig aufbauschen und es auf dem Mittelpunkt des Kopfes in Form einer Puffen- oder Flechtenkrone aufstecken, begnügen sich mit einem Blumentuff, der hinten in eine dünne Ranke endigt. Sehr hübsch stimmt letztere mit ein paar lose über den Nacken fallenden Locken zusammen. Für den Ausputz des Kleides sorgt ein Schulterzweig oder ein Gürtelsträußchen.

Außer diesen, der Natur so täuschend nachgeahmten Kindern Floras hat die Mode jedoch noch eine andere Art künstlicher Blumen erfunden, die Alles eher anstreben, als Naturwahrheit. Möglichst willkürliche Farbenwahl macht sie in ihren Vorbildern in der Natur möglichst unähnlich. Was ich meine, sind Blüthenzweige, an denen Blumen und Blätter die gleiche Farbe zeigen. Diese seltsamen Gebilde passen sich, freilich von der hellsten bis zur dunkelsten Nuance abschattirt, meistens genau dem Ton des Kleides an. Grüne und blaue Rosen, rothe Veilchen, lila Narcissen 2c. sind keineswegs Seltenheiten. Da sie jedoch von fern gesehen Bandschleifen und Rosetten gleichen, so wird ihr grotesker Eindruck zum Glück wesentlich abgeschwächt.

Eine Ueberraschung ist uns hinsichtlich der Handschuhe bereitet. Seit Dezennien wählte man sie in Farbe und Form so diskret wie möglich — ein auffällig dekorirter Handschuh galt geradezu als unfein — heute dagegen ist das anders. Mit Eifer hat man verstaubte Truhen aufgewühlt, um uralt bunt und kraus garnirte Modelle aufzustöbern, und siehe da, das Bemühen ist von reichem Erfolge gekrönt worden. Man fand weiße Glacés mit buntfarbigen dicken Seidennähten und Stulpen aus Band und Tüllrüschen zusammengesetzt, perlgraue dänische mit Silberstickerei und breiten grauen Spitzenmanchetten, rosa und blaue seidene mit Spitzenfingern u. s. w. u. s. w. und die einen wie die andern kopirte man getreulich und brachte sie alsbald in den Handel. Daß die Phantasie der Fabrikanten dann aus den alten Vorbildern schließlich auch noch Anregung zur Schöpfung neuer Kompositionen gefunden, versteht sich wohl von selbst.

---

† **Alte Neujahrswünsche.** In einer sehr merkwürdigen Sammlung begegnen uns zum ersten Mal in der deutschen Literatur „Neujahrssprüche“, Glückwünsche von großer Zartheit der Empfindung und der Sprache. Der edle Herr Jörg der Roggenburger ließ im Jahre 1471 durch eine Augsburger Frau, Klara Hatzlerin, sich ein Liederbuch schreiben. Der wackere Mann schätzte diese Sammlung sehr hoch, deren Inhalt ohne Ausnahme an eine geliebte Frau gerichtet ist. Ihr Trauter wacht „um das Neujahr wohl in der Mitternacht“. Er vergegenwärtigt sich alles Glück, das ihm die Geliebte bereits beschert hat; er wünscht ihr Zeit und Segen, und bittet sie, das Opfer seines Herzens und seines Ritterdienstes entgegenzunehmen. Einer dieser Wünsche schließt: „Damit geb’ ich zum neuen Jahr, Dir, zartes, liebstes Fräulein Klar, Mich selbst mit Herz und Muth, Laß Dich begnügen Fräulein gut“. Die Neujahrsgedichte dieser Sammlung sind von außerordentlicher Reinheit der Empfindung, wie glühend auch die Geliebte begrüßt wird. So heißt es: „Meines Herzens Schloß, meiner Freuden Schrein, Ich meine Dich, lieblich Fräulein! Mit Treuen zwar, ohn all’ Gefahr; Deß’ wünsch’ ich Dir ein selig Jahr! Zu diesem neues Glück und Heil, Auch alles Gut’s ein großes Theil!“ — Interessant waren die Neujahrsbegrüßungen im 16. Jahrhundert zu Augsburg und Nürnberg. Sobald das kunstreiche Uhrwerk auf dem Perlachthurme zu Augsburg den Beginn des neuen Jahres angegeben hatte, wurde es auf den Straßen überall lebendig. Leute verschiedenen Alters, Standes und Geschlechtes, in verhüllende Gewänder gekleidet, traten an die Hausthüren heran; sie klopften an, die Bewohner des Hauses erschienen mit Licht an der geschlossenen Thür. Jetzt sagten die draußen ihren Begrüßungsspruch und dann ertönte von innen die Antwort. Die Liebste oder der Geliebte erhielt einen frommen Wunsch; Anderen wurden gute Lehren mit auf den Weg gegeben; sie wurden zur Treue, Vorsicht und Verschwiegenheit ermahnt. Dem Neider, Verleumder oder der „giftigen Zunge“ wurde alles Ueble gewünscht, und die derbste moralische Zurechtweisung wurde dem Trunkenbolde zu Theil. Führen wir zum Schluß noch einige Begrüßungslieder an: „Klopf’ an, klopf’ an! Mein Herz hat sich Dir aufgethan! Ich wünsch’ Dir Glück und alles Gut, Gesunden Leib und frischen Muth, Viel guter Jahr’ und langes Leben, Das mög’ Dir Gott auf Erden geben. Wünsch Dir ein Fräulein wohlgestalt, Das Dir im Herzen wohlgefallt, Und Dich lieb hat vor andern Knaben, Du sollst’s zum neuen Jahre haben!“ In Poltzens „Klopf an!“ heißt es: „So wünsch’ ich Dich so lang gesund, Bis daß ein Lins’ wiegt hundert Pfund, Und bis ein Mühlstein in Lüften fleucht, ’Ne Flieg’ ein Fuder Weines zeugt, Und bis ein Krebs Baumwolle spinnt, Und man mit Schnee ein Feu’r anzünd’t.“

† **Die köstlichste Perle.** Die Kenntniß der Diamanten ist sehr alt; noch früher als diese aber kannte man die Perlen. Die größte und schönste Perle befindet sich im spanischen Kronschatz und ist unter dem Namen „der Pilgrim“ berühmt. Ein Kaufmann soll sie in Persien für die Summe von 100000 Kronen gekauft haben, um sie dem König Philipp V. von Spanien zum Kauf anzubieten. Erstaunt über den geforderten ungeheuren Preis, fragte der König, wie er das Wagniß habe auf sich nehmen können, ein ganzes Vermögen für einen so kleinen Gegenstand auszugeben, aber der schlaue Kaufmann erwiderte, er habe gewußt, daß es einen König von Spanien gebe. Dieser Ausspruch schmeichelte dem König, und er ließ dem Kaufmann den hohen Preis auszahlen.

† **Gegen das Rauchschlucken.** Viele Raucher treiben die Gewohnheit des Rauchschluckens förmlich als Sport. Daß dieselbe nicht unbedenklich ist, wird in dem Artikel betont, den Professor Huxley in den Spalten des „Ninenteenth Century“ seinem dahingeschiedenen Freunde, dem berühmten Physiker John Tyndall gewidmet hat. Der große englische Physiologe hält nicht mit seiner Ansicht zurück, was eigentlich der Grund der furchtbaren Schlaflosigkeit war, welche die letzten Jahre Tyndalls zu einem Leben der Qual machte. Nichts anderes als das Rauchen. „Tyndall pflegte seinen eigenen Rauch zu verschlucken, und zwar besser, als es die meisten können. Diese Fähigkeit mag der größten Verwunderung würdig sein, ich glaube aber“, sagt Huxley, „daß sie die Opfer stark angreift.“

* **Heiteres.** Auch eine Kritik. Dichter: „Was glauben Sie wohl, werde ich für das Gedicht bekommen?“ Redakteur: „Na, ich meine 50 Mark.“ Dichter: „Das ist mehr als ich erwartete. Redakteur: „Na, ich denke 50 Mark oder 10 Tage Gefängniß.“ Einfacher. Hausherr: „Ich würde Ihnen also dafür, daß sie meinen Jungen unterrichten, freies Abendessen gewähren.“ Student: „Nur Abendessen? Aber, lieber Herr, da wäre es doch viel einfacher, ich poussirte Ihre Köchin!“

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.